



Feierabend



Nr. 5.

Unterhaltungsbeilage.

1932.

Arbeit schändet nicht.

Beobachtungen eines Proletariers.

Arbeit schändet nicht, stand auf der beschriebenen Heftseite, in welche meine Frau mein Mittagessen eingepackt hatte. Ich las es, auf einem Zementfack sitzend, mit dem Rücken an die Barade gelehnt, während ich mein Mittagessen, einen Cervelat und Brot aß. Unwillkürlich lächelte ich, jenes verächtliche bittre Lächeln, das unerbittliches Schicksal mir so oft schon auf die Lippen gepreßt. Eine Erinnerung aus längst entschwundener Zeit war in mir aufgeleuchtet. Aus fröhlichen Schuljahren. Während der großen Ferien war ich, wie man es heute nennt, als Werkstudent in einer großen Gärtnerei tätig. Daß ich schon am ersten Tag mit einem großen Karren nicht gerade schon anzusehender Gartenabfälle durch die Stadt in eine Schuttablagerungsstätte fahren mußte, tat meiner guten Laune, selbst etwas zu verdienen, keinen Abbruch. Als mir auf der andern Seite vier Studientkollegen mit ihren damaligen Auserwählten entgegenkamen, ließ ich den Wagen stehen, um sie gebührend zu begrüßen. Doch was war das: sie schienen mich nicht zu kennen. Drei wandten die Köpfe zur Seite, als wäre ich Luft für sie, während der vierte, welcher meiner persönlichen Begrüßung nicht mehr ausweichen konnte, sich mit rotem Kopf auf seine Schuhe herunterneigte und mir ein wütendes „Scher dich zum Teufel“ zuflüster.

Nach den Ferien hielt ich in der ersten Vereinsversammlung ein Referat über Ethik und Arbeit, oder volkstümlich frei ausgedrückt: „Arbeit schändet nicht“. Das Benehmen meiner Studiengenossen taxierte ich damals als Kinderfreige.

Die schrille Pfeife des Vorarbeiters riß mich aus meinen Betrachtungen. Die Fron der Arbeit begann. Heiß brannte die Sonne auf unsere nackten Rücken. Hart und steinig war der Boden, in welchen wir das Fundament für einen Neubau gruben. Der Vorarbeiter gab mir den Auftrag, Pläne in die Barade der Bauleitung zu bringen. Eine schimpfende Stimme tönte mir entgegen. „Wozu sind Sie denn hier, glauben Sie, daß die Firma umsonst die großen Löhne zahlt, treiben Sie die Leute zur Arbeit an.“

Aus der Tür der Barade trat mit gerötetem Gesicht der Polier. Ich wollte ihm

die Pläne übergeben. Unwillig, beinahe barsch schnauzte mich der sonst immer freundliche Mann an.

Der Herr Ingenieur. „Verdammt lang dauert es, bis die Pläne hier sind“, schnarrte mich im Kasernenhofen der Mann in der Barade mit der biden Zigarre im Munde an. Wortlos starrte ich ihm ins Gesicht. Der Herr Ingenieur war mein liebster Jugendfreund und Schulkamerad Alfons. „Alfons, du?“ Keine Wimper zuckte in dem biden, fleischigen Gesicht, die zum Gruße gebotene Hand sah er nicht. Brüst wandte er sich weg.

Ich aber blieb starr vor Staunen und Empörung stehen: „Was wollen Sie noch?“ Das Sie traf mich wie ein Peitschenschlag.

Die große Dame.

Sie wurde vom Vater verschachert,
Ein süßes Finanzobjekt,
Die Seele wurde zertrampelt,
Mit Pelzen dann zugedeckt.

Und was noch an gutem Empfinden
In ihr war, wurde erstickt;
Mit Perlen, Gold, Garderoben
Ein neuer Mensch gekleidet.

Dann wurde die innere Hohlheit
Mit gutem Benehmen gestopft
Und auf die sterbende Seele
Die Eleganz gepfropft.

Hans Smolik.

Freundschaft fürs Leben hatten wir geschlossen. Sie dauerte so lange, bis er mich als Arbeiter im schmutzigen Kleid vor sich stehen sah. Eine Stunde später kontrollierte er mit dem Bauherrn unsere Arbeit. „Du“, flüsterte mein Arbeitskollege mir zu, „der Ingenieur scheint dir nicht grün zu sein, mit dreißigem Lächeln sah er dir zu.“ Ich gab keine Antwort, denn ich dachte daran, daß ich einen Freund, um den es nicht schade war, verloren hatte, dafür aber um eine Erfahrung reicher geworden war.

Feierabend. Müde, abgespannt trottelten wir auf der Landstraße. Ein Plahregen vom Vortage hatte große Wasserpfützen zurückgelassen. Vor uns gingen zwei Herren, der Kleidung gemäß den sogenannten besseren

Ständen angehörend, in gemächlichem Spazierschritt. Eine Limousine fauchte uns entgegen. Sicher lenkte das geschminkte Girl am Volant den Wagen um eine Wasserpfütze, die sich auf der Höhe der beiden Spaziergänger befand, damit ja kein Spritzer deren weiße Hosen und blaue Röcke beschmutzte. Dafür wurden wir von Kopf bis zu den Füßen mit einer schmutzigen Dousse bedacht. Wir waren eben nur Proleten im Arbeitsittel, auf die man keine Rücksichten zu nehmen brauchte.

In dem jeden Abend überfüllten Tram hatten wir das Glück, zwei freie Sitzplätze zu finden. An der nächsten Haltestelle stiegen weißgekleidete Damen und Herren, die von den nahen Tennisplätzen der feudalen Gesellschaft kamen, in den Wagen. Mein Genosse erhob sich, um einem Dämchen mit brennend rot geschminkten Lippen und gemalten Augenbrauen seinen Platz anzubieten. Ein verächtlicher Blick auf meine Kleidung und naserrümpfend wandte sich das Dämchen zur Seite. Neben Proleten setzt sich eine Dame nicht.

Meine Frau hatte als Geburtstagsgeschenk in Ermangelung von etwas größerem, wozu der kargliche Lohn nicht reichte, zwei kleine Fruchtörtchen gewünscht. Zu müde, einen Umweg zu machen, betrat ich eine Konditorei, deren Kunden in dem nahen Villenviertel wohnten. Die Verkäuferin hatte eine Dame bedient. Die Reihe war an mir, doch sie wandte sich an eine später eingetretene Kundin: „Frau Doktor, Sie wünschen?“ Wieder klingelte die Ladenglocke. Ein hypermodern gekleidetes Dämchen stellte sich vor mich hin. „Entschuldigen Sie, ich komme zuerst“, jagte ich ruhig. „Die Dame hat schon bestellt“, klang es schnippisch hinter dem Ladentisch hervor. Wort- und grußlos verließ ich das Geschäft, lieber machte ich den Umweg.

Arbeit schändet nicht, wurde uns in der Schule gelehrt. Vom Volk der Arbeit sprechen bei festlichen Anlässen die Herren Redner. Im grauen Alltag aber ist der Werktätige im Arbeitsittel nach bürgerlicher Moral: Nur ein Arbeiter.

Erich Ernst.

Tiroler Märterin.

Im Südtiroler finden wir folgende, von höchst volkssaphoristischer Prägung ein-gegebene Märterin:

„Hier liegt mein Weib, Gott sei's gedankt,
Bis in das Grab hat sie gezankt;
Lauf, lieber Leser, schnell nun fort hier,
Sonst steht sie auf und raunt mit dir.“

Ein Mühlenbesitzer von Partschins, der dann Totengräber wurde, erhielt folgende Grab-Inschrift:

„Weg von der Mühle an der Platt
Trat ich in den Dienst der Leichen;
Ich fütterte den Tod nun satt
In Hoffnung durchzuschleichen;
Er aber sprach: Rein, was nun lebt,
Muß meine Beute sein;
Wer anderen eine Grube gräbt,
Fällt selbst hinein.“

Wie man sich zur folgenden Inschrift stellen soll, ist nicht ganz klar:

„Hier ruht die ehr- und tugendsame
Jungfrau Genoveva Roggenhuberin,
betrauert von ihrem einzigen Sohne.“

Auf dem Grabsteine eines Lehrers war diese mathematisch-rationalistische Inschrift zu lesen:

„Des Rechnens müd, lieg ich im Grabe
Und muß nun in die Brüche gehen;
Wenn ich mich nicht verrechnet habe,
So werde ich wieder auferstehen.“

Eine ungewöhnliche Inschrift war diese:
„Hier liegt Maria Badafter begraben,
Die manchen Mann liebte,
aber keinen tat plagen;
Von der Frau, die daneben liegt,
kann man das nicht sagen.“

Original ist auch die Inschrift auf dem Grabsteine eines Schriftsetzers:

„Er hat in seinem Leben
Den Letztern manchen Druck gegeben;
Den letzten Druck gab ihm der Tod —
Nun sei ihm ewige Ruh in Gott.“

Eine andere Grabinschrift besagte:

„Hier ruht Martin Loam,
Bestern gieng er hoam;
Eigentlich hieß er Leim,
Doch gieng's nicht wegen dem Reim.“

Eine andere Südtiroler Grabinschrift lautet:

„Von da zur Ewigkeit
Ist's gar nüt weit;
Am fünf ging er fort,
Am sieben war er dort.“

Der „leere“ Weltenraum.

Wenn man einen Laien fragt, wie viele Sterne man wohl in klarer Winternacht auf unserer nördlichen Hemisphäre mit unbewaffnetem Auge erkennen könne, dann wird in den meisten Fällen die Antwort lauten: Unzählige! Oder auch: Viele Millionen. Es erweckt dann regelmäßig großes Erstaunen, wenn der Uneingeweihte darüber belehrt wird, daß mit bloßem Auge höchstens 3500 Sterne zu sehen sind. So leicht läßt sich das menschliche Auge durch die „Sternenübersäten“ Himmel täuschen. Durch die modernen Riesenfernrohre sind allerdings Hunderttausende von Sternen, von fernen Sonnen, zu erkennen. Die photographische Platte vollends, die stundenlang an gewaltigen Instrumenten dem schwachen Sternlicht ausgesetzt wird, zeigt wirklich Millionen ferner Sterne, viele Millionen. Die Gesamt-

Pflanzen in der Arktis.

Von Georg Zeig.

Die nördlichsten Länder der Erde, Grönland, Island, Spitzberger usw., stellen wir uns meistens als in Eis und Schnee begraben vor und überlegen meist nicht, daß dort doch Pflanzenwuchs vorhanden ist, und zwar in recht ausgedehntem Maße. Bäume in unserem Sinne finden wir natürlich in diesen Ländern nicht, aber strauchartige Gewächse sind doch dort vorhanden, so vor allem die kleine, kriechende Polarweide, die weiterhart ist und in den schneefreien Tälern der nördlichen Länder, besonders Spitzbergens, häufig ist. Auch Zwergbirken und Krähenbeeren kommen vor. Diese allerdings blühen erst, wenn es Herbst wird. Wir finden ferner das schöne Heidekraut und eine weiße, sehr üppig austretende Berganemone, deren Stauden ungebener als werden, man spricht von sechzig Jahren und mehr.

Dann sind natürlich Steinbrech und Dahnensuß weit verbreitet, und zwar Steinbrech verschiedener Arten. Wir finden den kleinen roten Bergsteinbrech, den wir auch aus unserem Hochgebirge kennen, daneben den weißblühenden Staudensteinbrech, sowie den leuchtend gelben Saxifraga flagellaris, der sich ungefähr ebenso wie die Erdbeere mit Hilfe von Ausläufern fortpflanzt, die am Ende eine kleine Blattrosette bilden, die dann Wurzel schlägt und selbständig weiterwächst. Dahnensußpflanzen kommen zu Tausenden vor, seltener aber ist der gelbe arktische Mohr, der seine Blüten an so langen Stengeln hat, daß sie sich bei dem leisen Windhauch bewegen. Er ist gegen Kälte sehr unempfindlich, denn er wächst unmittelbar an der Schneegrenze auf den höchsten Bergen.

Der Eisenbahnensuß, der sich in der gemäßigten Zone auf den höchsten Bergen findet, kommt in den arktischen Ländern nur an einzelnen Orten vor.

Hungerblümchen, dies anspruchslose Kräutlein, trifft man ziemlich häufig, und auch der Löwenzahn läßt sich durch die Unwirtlichkeit der Verhältnisse nicht abschrecken. Seine Blü-

tenkrone ist dort fast weiß und auf der Unterseite halbrost gefärbt.

Bemerkenswert ist, daß die Farben der arktischen Flora in der Hauptsache weiß und gelb sind. An roten Blumen kommt, wie schon erwähnt, der Steinbrech vor, außerdem aber das kleine blasse Leimkraut, das in dichten Büscheln wächst, die oft über und über von Blüten bedeckt sind.

Eine eigenartige Polarpflanze ist das Heidekraut, das, bevor es seine rosaroten Blüten entwickelt, von dichten weißen Wollhaaren eingehüllt ist.

Blaue Blumen sind in den Polarländern überaus selten. Es käme höchstens das schöne Speerkraut mit den himmelblauen, glockenähnlichen Blüten in Frage. Gräser sind natürlich am mannigfaltigsten vertreten. Rapsarien, Wiesenschwingel, Niedgräser, verschiedene Wollgräser, daneben Bärlapp, Schachtelhalm und Farne.

Aber so prächtig die Blütenflora sich entfalten mag, dem Auge des Besuchers der gemäßigten Zonen fällt das ein auf, daß kein Schmetterling, keine Hummel die Blüten umgaulen.

Da der kurze Sommer das Keimen der Samen verhindert, kommen in den Polarländern nur Pflanzen vor, die sich durch Ausläufer weiter fortpflanzen. Außerdem sind fast alle Pflanzen mehrjährig. Seltener bringen die Pflanzen weiter als 15 Zentimeter in den Boden ein.

Wie kommen die Pflanzen dieser verschiedenen Art in die Polarländer? Nach der allgemeinen Ansicht müssen sie nach der Zeit eingewandert sein, in der die Länder völlig vereist waren. Es wird angenommen, daß Stürme, Meeresströmungen und Treibeis den Samen herbeigetragen haben. Auch glaubt man, daß die Zugvögel, deren Nahrung die Samen der Pflanzen bilden, die man am häufigsten dort in der Nähe der Pole findet, ihren Anteil an der Bepflanzung der Polarländer haben

zahl der Sterne, die unser Milchstraßensystem bilden, wird auf Grund neuer Untersuchungen auf rund 30 Milliarden geschätzt. Wie kann nun angesichts dieses unübersehbaren Heeres von Sonnen die Frage aufgeworfen werden: Ist der Weltraum leer? Und doch ist diese Frage von einem gewissen Standpunkte aus nicht ganz ohne Berechtigung.

Sehen wir einmal den Fall: ein Waggon mit Nähadeln ist auf irgendeinem Bahnhof ausgeladen worden. Aber in verschiedenen Ecken des Wagens haben sich noch ein paar dieser winzigen Dinger verkrümmelt, im ganzen vielleicht ein Duzend. Wir werden trotzdem getrost behaupten, daß der Waggon leer sei. Ähnlich verhält es sich mit dem „leeren“ Weltraum. Die Entfernungen der nächsten Sterne, der nächsten Geschwister unserer Sonne, sind der Wissenschaft unserer Zeit ziemlich genau bekannt. Die allernächste Nachbarsonne, die den Namen „Proxima Centauri“ führt, ist knapp 40 Millionen Kilometer von uns entfernt. Selbstverständlich sind die Entfernungen der einzelnen Sterne voneinander und ihre Größe nicht in jedem Falle genau gleich. Aber im allgemeinen ist der Vergleich zutreffend, den der hervorragende Astronom Robert Errechnet hat. Er sagt, wenn man sich einmal vorstelle, die Sonnen seien nur so klein wie Stednadelköpfe, und im gleichen Verhältnis verkleinert sei auch die gegenseitige Entfernung, dann sei ein Stednadelkopf von andern noch immer

65 Kilometer weit entfernt. Einen solchen Raum, in dem man nur alle 65 Kilometer einen Stednadelkopf findet, wird wohl niemand als „angefüllt“ bezeichnen. Man könnte bei dieser „Leere“ des Weltraums sehr leicht geneigt sein, von einer Raumverfälschung im Kosmos zu sprechen. Aber auch hier hat die Natur eine weise Einrichtung getroffen. Alle die fernen Sonnen, die wir als funkelnde Sterne am Himmel sehen, stehen nicht still. Nur uns kurzlebigen Erdbewohnern scheinen sie fest und unveränderlich bis in alle Ewigkeit an ihrem Platze zu verharren. Mit kosmischer Geschwindigkeit jagen die Sonnen nach allen Richtungen durch den Raum. Auch unsere eigene Sonne, die man aufgrund ihrer physischen Beschaffenheit als eine „ältere Dame“ im Univeraum bezeichnen kann, gönnt sich keine Ruhe. Mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Sekunde jagt sie mit ihrem ganzen Anhang von Planeten durch den Raum. Wie leicht könnte es da zwischen den einzelnen Sternen zu Zusammenstößen kommen, wenn nicht diese Raumverfälschung wäre! Man kann sich ungefähr eine Vorstellung von der Bewegungsfreiheit der Sonnen machen, wenn man sich in die hohl gedachte Erdoberfläche dreißig Tennisbälle versetzt denkt, die im Innern der Erde umherfliegen. Ebenso wenig sind die Sterne bei ihren Wanderungen im Weltraum beengt. Der Astronom Schwartzschild hat auf Grund der Verteilung und Bewegung der

Sterne ausgerechnet, daß ungefähr alle 30 Billionen Jahre eine andere Sonne in die Nähe unserer Tagesgestirne gelangen kann. 30 Billionen Jahre! Kein menschliches Gehirn ist fähig, diesen Zeitraum in seiner ganzen Größe zu erfassen.

Jenseits unserer Milchstraße aber, in der die Sterne so dünn verteilt sind, gibt es neue Welteninseln, die ebenfalls aus Milliarden von Sonnen bestehen. Zwischen diesen Milchstraßensystemen befindet sich ein unfasslich großer,

vollständig leerer Raum. Hier gibt es auch keine noch so weit verstreuten Sonnen. Der klüchtige Lichtstrahl, der in jeder Sekunde 300.000 Kilometer zurücklegt, braucht rund eine Million Jahre, um den riesenhaften leeren Raum von einem Milchstraßensystem zum andern zu durchschneiden. Betrachtet man also das Weltgebäude von einem solchen außerirdischen Standpunkt aus, dann ist die Frage nach dem „leeren Weltall“ wirklich ganz unberechtigt.

Erich Krug.

Liebesleben der Robben.

Von Roy Chapman Andrews.

Im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, ist eine außergewöhnlich interessante Forscherbiographie erschienen, die es wert ist, daß man auf sie hinweist. Der Verfasser ist der bekannte amerikanische Forschungsreisende Roy Chapman Andrews, dem vor einigen Jahren der aufsehenerregende Fund der ersten Dinosaurier gelungen ist, die je entdeckt wurden. Das Buch, das sich „Mit Carpane, Bätsche und Spaten, Ein Forscherleben unserer Tage“ (Mit 65 Abb. nach Aufnahmen des Verfassers. Gebunden M. 8.—, in Ganzleinen M. 9.50.) betitelt, bringt die abenteuerliche Karriere des kühnen Gelehrten, der seine Laufbahn mit dem Schenken der Knochen im Amerikanischen Museum für Naturgeschichte in New York begonnen hat. Man kann dieses Buch das Werk eines „talenden“ Forschungsreisenden nennen. Von einem unerhörten Forschungsdrang getrieben, zwischen Abenteuer und ernster wissenschaftlicher Arbeit, von der Ueberlast seiner Pläne fast erdrückt, brachte Andrews sein Buch im Jua, auf dem Schiff und einen Teil sogar im Hingezug zu Papier. So hastet dem Werk noch die ganze Unmittelbarkeit des Erlebnisses an. Aus jeder Zeile spricht ein Mann zu uns, der in seinem jagenden Leben keine Zeit zu mühsamen wissenschaftlichen Spitzfindigkeiten findet, sondern der gewohnt ist, nur große Probleme der Forschung anzupacken und zu lösen. Wir entnehmen dem reichgebildeten Buch mit Erlaubnis des Verlags Brockhaus nachstehende Zeilen:

Ich wanderte glücklich umher und ließ mich von der Strömung meiner jugendlichen Wünsche treiben, bis mein Geld zerronnen war.

Der Winter in New York verging mit anstrengender Arbeit. Ich schrieb eine wissenschaftliche Abhandlung über den wiederentdeckten kalifornischen Grauwal, reichte sie als Doktorarbeit an der Columbia-Universität ein und promovierte im Juni. Das war 1913.

Ein paar Wochen später fuhr ich auf der Nacht „Abenteuerin“ nach Norden; sie gehörte John Borden aus Chicago. Es sollte eine Vergnügungsjagd auf Walfische werden, aber das Schiff wurde bei der Fahrt ums Kap Hoorn nach San Francisco aufgehalten. Wir kamen zu spät, um noch ins Eis zu gehen, und so schossen wir an der Küste Alaskas Karibus und Bären.

Aber ich war außerdem noch mit einer reizvollen, lohnenden Aufgabe betraut. Der Leiter des staatlichen Fischereiamtes hatte mich ersucht, Laufbilder von der wertvollen Pelzrobberheide auf den Pribilow-Inseln im Beringmeer aufzunehmen. Niemand hatte bisher mit einem Kurbelkasten auf die Inseln gedurft. Es war eine einzigartige Gelegenheit.

Wir gingen vor der felsigen Küste der St. Paulus-Insel vor Anker, und ein paar

Tage später segelte die „Abenteuerin“ wieder fort und ließ mich in der gastfreundlichen Regierungsfiedlung zurück. Keine beiden Inseln da draußen im Beringmeer haben viel mehr eingebracht, als den gesamten Kanpreis Alaskas, und zwar alles aus den Fellen der Pelzrobber. Ich glaube auch, ich habe recht, wenn ich feststelle, daß sie der Gegenstand von mehr Regierungsverhandlungen und -auseinandersetzungen gewesen sind als irgendeine andere zwischenstaatliche Frage.

Man muß nämlich wissen, daß die Robben in zwei ganz verschiedene Gruppen zerfallen — Pelzrobber und Haarrobber. Diese letzteren haben verhältnismäßig geringen Handelswert, aber jene liefern das kostbare weiße Fell, das einen Sechsbärenpelz Hunderte von Dollar wert macht; jetzt vielleicht sogar Tausende von Dollar — ich habe mir in der letzten Zeit keinen gekauft!

Den ganzen Winter über liegen die schwarzen Fellen der Pribilows verstreut da, froststarr und kalt. Aber im Vorfrühling kommen die alten Robbenbullen aus dem Norden herbei. Große plumpe Purtschen sind es, strotzend vor Fett und voll brünstiger Glut. Jeder wagt sich am Ufer ein eigenes Plätzchen aus, das der Zirkel seines zukünftigen Harems werden soll. Die besten Lagen sind die dicht am Wasser, wo die Weibchen zuerst an Land kommen. Aber weil nun etwa ein alter Bulle als erster dahingekommen ist, darum ist kein Besitzrecht noch lange nicht unangefochten. Weit gefehlt! Er muß seine Ansprüche gegen alle Anstößlinge verteidigen. Stündlich treffen mißgünstige Mitbewerber scharfweise ein. Die wertvollsten Stellen für die Begründung einer Häuslichkeit sind bald vergeben, und Späterkommende müssen entweder erkrämpfen, was sie begehren, oder sich mit dem rückwärtigen Gelände weitab vom Strande bescheiden. Tagelang ist die Küste ein lärmendes, blutiges Schlachtfeld. Sich auf den Hinterrücken aufreckend, gehen die Bullen aufeinander los, zerfleischen sich wütend mit ihren langen Eckzähnen, pusten sich, knuffen sich und zerren sich. Vielleicht wird der ursprüngliche Eigentümer vertrieben. Dann muß der Neugekommene seinen Anspruch in täglichem Kampf durchsetzen. Doch all dies ist nur das Vorspiel zum wirklichen Theater. Das beginnt, wenn das erste saftigste Weibchen den glatten Kopf in dem weißen Brandungstreif aus dem Wasser steckt.

„Die Mädel sind da! Die Mädel sind da!“ brüllen die Bullen. Das Ufer brodelte von aufgeregten Freiern. Bähig schwammen die kleinen Robbendamen zur Küste hin, spielten fesselnd in der Brandung herum, zogen sich dann wieder in tieferes Wasser zurück und spannen die ungeduldrigen Herren, die auf den Fellen ihrer schwergewonnenen Heimstätten auf und nieder hüpfen, auf die Folter.

Wenn sie sich endlich entschließen, zu landen, setzt die Raubgier ein. Jeder Bulle

stürzt auf das nächste Weibchen los und versucht, es zu seiner Heimstatt zu locken. Mit Geschreie und Gestöße, die andern Bewerber um die Flosse der Schönen abwehrend, bringt er sie schließlich mit Gewalt oder durch getönnendes Wesen zu seinem Plätzchen. Ist er mit ihr dort, so hat er wenig Zeit zum Liebespiel, denn andere Weibchen kommen ständig an. Der Robbenbulle hält mehr vom Zählen als vom Wägen. Er ist scheinbar unersättlich. Sein Harem besteht aus fünf bis sechzig Freundinnen, und sie geben ihm sicher zu tun. Jedesmal, wenn er auf einem neuen Liebesausflug zum Wasser läuft, versucht ihm ein Nachbar ein, zwei Frauen zu stehlen. Vielleicht hat es einer der Schönen der prächtige Schnauzbart oder die tiefe Bassstimme eines Bullen in ein paar Meter Entfernung angetan. Sie winkt ihm dann zu und strebt der Freiheit zu, während ihr Herr und Gebieter den Rücken wendet. Sie kann ein neues Heim gewinnen. Dester freilich wird sie ohne viel Federlesens zurückgeholt und erjagt, solches nicht noch einmal zu tun.

Die Keilzeit endet, wenn die Weibchen alle eingetroffen sind. Dann verwandelt sich der Strand in ein Entbindungsheim. Fast jede Robbendame schenkt einem kleinen quäsenden Baby das Leben, keine ganze Woche nach der Zeit der Landung. Tatsächlich ist sie ja darum herbergerkommen. Die eingebildeten Bullen meinen wohl, ihr männlicher Jauher habe die Weibchen an die Küste gelockt. Aber da irren sie sich gewaltig. Es war nur der Muttertrieb. Ihr Kindchen soll in der alten Heimat geboren werden, wo sie einst selbst das Licht der Welt erblickt hat. Sie ist auch eine recht gute Mutter, die Robbendame. Sie hält nichts von Geburtenbeschränkung. „Eins im Jahr“ ist der Robbenwohlspruch, und sie tut in jedem Frühling gewissenhaft ihre Pflicht.

Aber der alte Bulle hat es schwer. Den ganzen Sommer hindurch frißt und schläft er nicht. Es ist eine einzige lange Anstrengung, ein wüthes Leben des Kampfes, des Liebess und des Bewachens seines Harems gegen gewissenlose Eindringlinge. Wenn der September kommt, ist er nur noch ein Wrack seines früheren Jäh. All sein Fett ist verschwunden; denn davon hat er ja den ganzen Sommer gezehrt. Die Knochen stehen heraus, seine Haut ist zerfetzt und zergrannet, er ist todmüde. Er seht sich nach erquickendem Schlaf. So verläßt er seinen Harem, watschelt zurück in das lange Gras fernab vom Strande und streckt sich in der warmen Sonne aus. Wenn man ihn ungestört läßt, schläft er drei Wochen lang ununterbrochen, ohne zu erwachen.

Auch die kleinen schwarzen Robbenjungen haben es während des Sommers nicht allzu leicht. Viele werden von ihren kämpfenden Vätern zerdrückt. Sie sind immer auf den Beinen, und manchmal wandern sie ein bißchen zu weit weg und verlieren ihre Mütter. Ich habe oft beobachtet, wie ein hungriges Kleinkind zu einem buselnden Weibchen herangewatschelt kam und sich zu einem Trunt Milch niederließ. Dann drehte es sich um, beschneufte das Bärschen voller Abscheu und gab ihm einen ordentlichen Klaps mit der Flosse. Das wollte sie doch erst einmal sehen! Sie war doch kein öffentlicher Brummen! Ihr eigenes Kindchen brauchte alle Milch, die sie liefern konnte, und einem hergelaufenen Gassenjungen gab sie keine. Ich wälzte mich meist vor Lachen. Ich konnte ja das, was sie sagte, so deutlich hören, als ob sie meine eigene Sprache redete. War das Junge allzu hartnäckig, so geriet sie ernstlich in Zorn, puffte es tüchtig und stieß es quäsend weg. Oft sah ich dann eine Robbendame verfürten Blicks herumschauen, ganz genau wie eine Menschenmutter. „Wo ist nur der

Willst du hin? Ich hab' ihn doch hier auf diesem
Platz gelassen, als ich zum Fischfang ging.
Willst du? Hat den niemand den Willst du gesehen?"
Es war zu drollig! Und welche Beglücke und
Schnurr, wenn der Verlorene wiedergefunden
war! Dann nahm sie das winselnde schwarze
Junge an ihre Brust, streckte sich auf den Hals
aus und ließ es sich so recht nach Herzenslust
volltrinken. Die Jungen erschienen mir sämt-
lich völlig gleich — alle lobbschwarz mit großen,
kurzsichtigen Augen; aber jede Mutter kannte
ihre Kind ganz genau — zweifellos mehr am
Geruch als am Aussehen. Die Jungen waren
dreiste Kerlschen und ungemein hitzig. Wenn ich
eins aufnahm, spuckte und fluchte es wie ein
Kriegsknecht und versuchte sein Bestes, mit
seinen winzigen nadelgleichen Zähnen zu
beißen.

Gillblüten aus dem deutschen Reichstag.

Ein Vertreter der sogenannten gelben Gewerkschaften wandte sich gegen die Ausführungen eines Kommunisten mit der Frage:

„Glauben Sie, Kapital und Großindustrie würden ihre Knochen dazu hergeben, daß die Kommunisten Honig daraus sagen könnten?“

„Und nun gestatten Sie mir, daß ich dem Standpunkt des geehrten Vorredners in die Augen trete.“

„Die Dispositionen meiner Rede lasse ich
mir von keinem anderen Idioten vorschreiben;
das mache ich selbst.“

„Sie sind als persönlicher Mensch auch nur
so ein Nachkomme dieser Bauwirtschaft.“

Wißt ihr schon? . . .

Die Blinden entwickeln zum Ausgleich nicht nur ihren Tastsinn außerordentlich, sondern sollen meist auch über ein erstaunliches Erinnerungsvermögen verfügen. Bei einer Gelegenheit wurde ein blinder Organist ersucht, einen bestimmten Choral zu spielen, dessen Musik er nicht kannte. Während er sich an die Orgel setzte und ein Vorspiel begann, lag ein Freund ihm die Noten vor, und er war imstande, den Choral fehlerlos zu spielen.

Heuschrecken, in Honig gelocht, werden noch heute in Algier und anderen Gegenden Nordafrikas gegessen. Manche Araberstämme sammeln die Heuschrecken, trocknen sie an der Sonne und zerstoßen sie dann in Mörsern, um sie mit Ammelisch und süßen Datteln zu mischen. Sonst werden sie auch in Salzwasser gelocht wie bei uns die Krabben. In Brasilien und Mexiko ißt man die roten Ameisen geröstet, bisweilen aber auch getrocknet und zerrieben als Gewürz.

Die relativ meisten Schuhe von allen Aus-
fuhrländern führt die Schweiz ein, obwohl sie
selbst bedeutende Schuhfabriken besitzt. Deutsch-
land, dessen Bevölkerung sechsechsmal größer
ist als die der Schweiz, kauft im ganzen nicht
soviel Schuhe im Ausland wie das kleine Land
im Herzen Europas.

Das Marzipan spielte in früheren Zeiten eine große Rolle als Lederbissen. In Venedig wurde es zuerst hergestellt, doch soll die Verbreitungsweise aus dem Osten stammen. Man gab dem Marzipan die vielseitigsten Formen. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind hölzerne Marzipanmodelle erhalten, die zeigen, daß man damals biblische Motive herzustellen liebte.

Die tiefste Stelle des Stillen Ozeans befindet sich in der Nähe der Philippinen. Man hat dort eine Tiefe von 5900 Faden gemessen. Die tiefste Stelle des Atlantischen Ozeans befindet sich bei Portorico, wo 5228 Faden gemessen wurden.

Souffrezeste

Weisse und graue Pilzhüte reinigt man, indem man einen dicken Brei aus kohlensaurer Magnesia und Wasser mit einer Bürste überall aufträgt. Dann läßt man gut trocknen und bürstet den Hut sauber aus. Die Flecke werden nun verschwunden sein.

Schuhe, die nicht in Gebrauch sind, sollten wenigstens alle 14 Tage einmal geputzt werden; andernfalls leiden sie genau so, als würden sie alle Tage getragen. Winterschuhe reibt man, wenn sie außer Gebrauch sind, gelegentlich mit etwas Nixinsöl ein.

Der Geschmack von Kohl wird wesentlich verbessert, wenn man einige Stüchgen Sellerie mitkocht; auch nimmt das dem Gericht den vielen Menschen unangenehmen Geruch während des Kochens.

Um das Beschlagen der Spiegel zu verhindern, was leicht in feuchter Luft geschieht, reibe man sie mit einem feuchten Stückchen Seife ein und poliere dann das Glas mit einem weichen, trockenen Tuche, bis es blank ist.

Scheuerlappen reinigt man, indem man sie in Wasser auskocht, dem man eine Handvoll Soda und einen Eßlöffel Paraffinöl beigibt.

Weiteres.

Wie's halt so geht. Rathi, i blut' dich, wie is denn das nur kommen? Bist net in d' Kirch'n gangen? Hast net die Heilige Schrift g'lesen? — „Ja, Hochwür'd'n im Kirchendor han i ihn kenneng'lernt, und in der Heiligen Schrift sieht: „Liebet und vermehret euch!“ und da war's scho! g'heh'n aa.“

Aus der Religionskunde. Lehrer: „Morih, sag mir, wie erging es dem Volke Israel nach der babylonischen Gefangenschaft?“ Morih: „Danke, ganz gut.“

Ausschaltung des Zwischenhandels. In der gemüthlichen Weinsube eines kleinen süddeutschen Ortes sitzen die Vertreter der verschiedenen Stände am Stammtische beisammen. Zwei Pfarrer am Nebentisch unterhalten sich gelegentlich über das akute Thema der Teuerung im allgemeinen und im besondern. Nach Erledigung der Voluntasfrage meint der eine der beiden Pfarrer: „In der Hauptsache wird die Teuerung aber durch den unnötigen Zwischenhandel hervorgerufen.“ Ein Kaufmann, der vom Stammtische aus diesen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, wendet sich an den Hauptpredher und wirt: ein: „Herr Pfarrer haben ganz recht, daß wir für den Zwischenhandel zu viel Geld brauchen; unsere Gemeinde tät viel Geld sparen, wenn wir euch Zwischenhändler abschaffen würden und direkt mit dem lieben Gott verhandeln täen.“

Weisheit. „Aber Frau Köhler, warum sind Sie eigentlich dagegen, daß Ihre Tochter mit mir einen Motorradausflug macht? Trauen Sie mir etwa nicht?“ — „Doch, Herr Paul, ich traue Ihnen vollkommen!“ — „Oder trauen Sie Ihrer Tochter nicht?“ — „Aber natürlich traue ich dem Mädchen!“ — „Na, sehen Sie! Warum dann der Widerstand?“ — „Weil ich euch beiden zusammen nicht traue . . .“

Notbehelf. Unerhört, wie hoch jetzt die Hundesteuer ist. Sollen Sie auch einen Hund, Herr MacGee?" — "Nicht nötig! Sollten nachts Einbrecher kommen, bellen wir selbst!"

ഒക്ട-ഒക്ട

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen.
Wenzel Schöredt, Zwettnitz Nr. 65
bei Teplitz-Schönau.

Wenn Anfragen ist Metourmarke beizufügen.

Schachaufgabe Nr. 70.

Von Gustav Fröhlich, Radebeul (Sachsen).
(D. Arb.-Schach-Zeitung.)

Schwarz: Ke5; Te2; Lb5, c1; Sh5; Be2,
g4, g5 (8).



Wei3: Ke7; Dh1; Le5, d5; Sg2; Be4, f2 (7).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug Nr. 67: T14—17!

Nichtige Lösungen fanden nachfolgende Ge-
noissen ein: Doktor Ludwig, Reber Franz, Michel
Rudolf, Schmid Ferdinand, alle aus Aarau;
Adolf Benz, Arndorf bei Saiga; Dünzler
Emil, Tetzen; Schubert Josef, Botau; Gottfried
Johann und Alfred Johann, Holsheim; Mänicke
Heinrich, Gidwald; Bachmann Reinhold und Mi-
chael Josef, Neustadt; Schöbel Franz, Strau-
nig; Jentert Eduard, Schaiba; Zimmermann
Heinrich, Gidwald; Bachmann Reinhold und Mi-
chael Adolf, Tetzen; Albert Rudolf, Prossheim;
Tietz Gustav und Oual Adolf, Wilschlag;
Sattmacher Arthur, Boettlich; Steiner Eduard
und Michael Anton, Schönfeld; Zwoboda Josef,
Reichwald.

Partie Nr. 6.

Französisch

Korrespondenzpartie.

Welf: Fr. Funkenberg.

Schwarz: V. Schaffartzik

1. e2-e4 e7-e6
2. d2-d4 d7-d5
3. e4-e5 c7-c5
4. c2-c3 Sb8-c6
5. Sg1-f3 Dd8-b6
6. Lf1-e2 Sg8-h6
Ein Lieblingzug des
Schwarzen in der
Französischen Partie
und fast immer er-
folgreich angewendet.
7. 0-0
Auf 7. d×e5 L×c5
8. 0-0 Sg4 gewinnt
Schwarz einen Bau-
ern und Angriff.
7. . . . c5×d4
8. Sf3×d4
Auf 8. c3×d4 ge-
winnt Sf5 einen Bau-
ern, also opfert Weiß
Be5, um zum Gegen-
spiel zu kommen.
8. . . . Sc6×d4
Verzichtet mit S×e5
auf Komplikationen,
da er mit soliden Zü-
gen auch in Vorteil
kommt.
9. Dd1×d4
Auf 9. c×d4 Sf5
wird ein Bauer er-
obert.

ober